

rend der wärmeren
den meisten Haus-
Manfehlischwerden
b einige Wink für
pbede sehr darunter
et wird. Die durch
ich bald, die Stepp-
Wattefüllung dünn,
befinden, so bedeutet
as kann man beson-
end des Winters als
genommen werden.
de aufbewahrt wer-
Holzflabes, so lang
ollte Tede legt man
acht auf ein Sofa,
i aneinandergestellte
Aufbewahrung um-
it einem Staubüber-
en und verwahrt sie
aufbewahrten Stepp-
geringsten, sonderu
utem Ansehen. Auch
bedecken ist ganz zweck-
ich verschiebt sich die
b flach, auch kommt
gen der Steppmätkte
es Staubes geschieht
usbürsten mit einer
harten Kleiderbürste,
bede über eine Leine
ge hängt. Weist die
oder Schmutzstreifen
sie in möglichst fri-
Abreiben mit einem
er befeuchteten Vein-
man anstatt der vral-
geschlossene Bezüge
ppbeden verwendet,
nen, daß die Stepp-
ische Quersalten auf-
s Rutschen und Ver-
eruracht wird. Um
ähe man in die vier
nen und an die vier
in kurzes Band an
man stets unter die
a Hornknopf auf der
reihen können oder
N. N.

ht schon sorgfältiger
ann dem Wein, be-
ie Fruchtbarkeit der
oder schwer ist.

Nr. 153.
eutsche Schachzgt. 1913.
9173.



B F G H
2. Zügen.
b: Bb4, c3, d6, f4, g2.
8b1; Bb5, b7, e7, g7

Würgen, Ziehbürsten.
ndern kann als schirmen.

ruft und heraus-
quitt

Plauder-Stübchen

Wöchentliche Beilage zum
Rheingauer Bürgerfreund.
Verlag von Adam Etienne, Destrich-Etville.

1916. * Nr. 20.

Die Liebe einer Frau.

Ein Künstlerroman von Paul Bliß. (Fortsetzung.)

7.

(Nachdruck verboten.)

Gegen Abend des nächsten Tages kam Werner Schütz an. Er sah prächtig aus, war ganz sonnengebräunt und strahlte von junger Lebenskraft und Freude.

ganz voll von Ideen wäre er. Doch als sie beide aus der Stadt heraus waren und die grüne, blühende Campagna vor sich hatten, da rief der Rom-Schwärmer in ehrlichem Entzücken: „Sapperment, ist das hier aber ein herrliches Stüdchen Welt! So schön hätte ich es mir doch nicht vorgestellt!“ Bruno nickte freudig. „Es kommt noch viel schöner, du sollst aus dem Staunen gar nicht herauskommen.“

Die Hände.

(Im Lazarett.)

Er reckte sich ganz leise, und er sah
des hellen Krankenzimmers bleiche Wände.
Vor seinen Augen nah, ganz nah
bewegten sich zwei schöne weiße Hände.

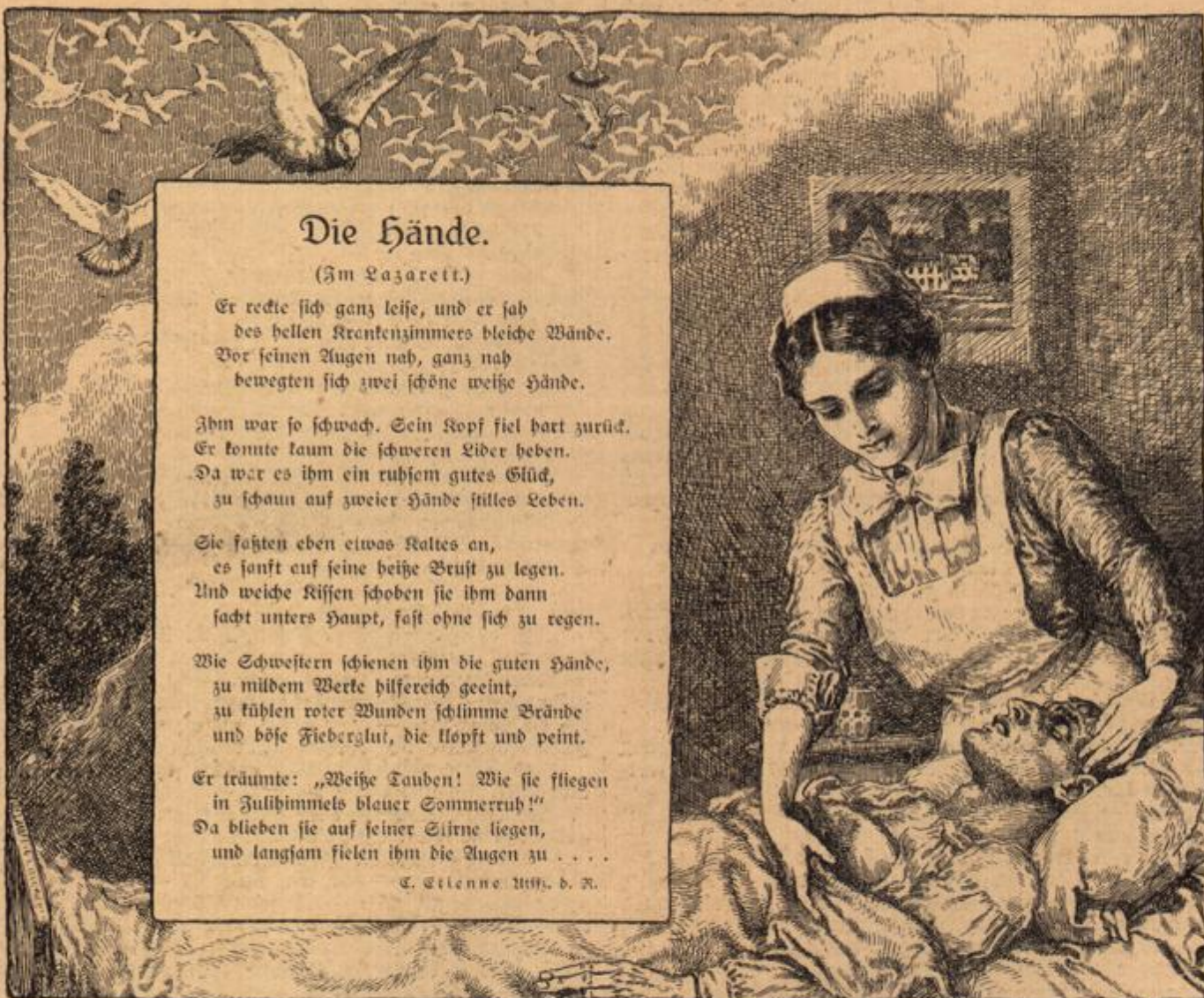
Ihm war so schwach. Sein Kopf fiel hart zurück.
Er konnte kaum die schweren Lider heben.
Da war es ihm ein ruhigem gutes Glück,
zu schau'n auf zweier Hände stilles Leben.

Sie fühlten eben etwas Kaltes an,
es sanft auf seine heiße Brust zu legen.
Und weiche Rissen schoben sie ihm dann
sacht unters Haupt, fast ohne sich zu regen.

Wie Schwestern schienen ihm die guten Hände,
zu mildem Werke hilfsreich geeint,
zu kühlen roter Wunden schlimme Brände
und böse Fieberglut, die klopft und peint.

Er träumte: „Weiße Tauben! Wie sie fliegen
in Julihimmels blauer Sommerluft!“
Da blieben sie auf seiner Stirne liegen,
und langsam fielen ihm die Augen zu . . .

E. Etienne. Uff. d. R.



Bruno umarmte ihn wie einen Bruder. Er war überglücklich, den lieben Freund endlich wieder zu haben. Natürlich begann Werner sogleich von Rom zu schwärmen, auch von seinen Arbeiten sprach er und von seinen neuen Plänen;

Als sie daheim waren in der casa bianca, sah der Freund das neue Bild. Wie gebannt stand er davor, stumm und andachtsvoll. „Nun, was meinst du dazu?“ fragte Bruno endlich mit verhaltener Freude.

Da schraf der andere aus seinem Sinnen auf und erwiderte begeistert: „Es ist das Grandioseste, was du bisher gemacht hast! Es ist in jeder Beziehung herrlich schön, und ich bin überzeugt, es wird gewaltiges Aufsehen erregen. Aber sag nur, wer ist die Dame?“

Ganz ruhig antwortete Bruno: „Die Tochter unserer Wirtin.“

„Was? Hier im Hause!“

„Ganz recht, hier im Hause.“

Schweigend und lange sah Werner auf das Bild.

Endlich fragte Bruno, scheinbar ganz ruhig: „Gefällt sie dir?“

Begeistert rief der Freund: „Ich habe ja im letzten halben Jahre viele schöne Mädchen gesehen, aber nie habe ich eine gefunden, die alles, was ein Weib begehrenswert macht, so in sich vereinigt, wie es hier der Fall zu sein scheint!“

Stumm lächelnd fand der Ältere da.

Und der andere sprach eifrig weiter: „Das scheinst du noch gar nicht gemerkt zu haben, du eingefleischter Junggeselle!“

„O doch“, erwiderte er heiter.

Immer auf das Bild schauend, sprach Werner: „Noch nie habe ich ein Mädchen gesehen, das auf den ersten Blick so fesselt, — diese edlen Züge und die geradezu königliche Haltung, dabei im Blick trotz der suchenden Sehnsucht diese ganz einzige Milde und Güte, die nur den großherzig edlen Menschen eigen ist — direkt entzündet bin ich!“

Da nickte Bruno schmunzelnd und sagte: „Wie ich dich kenne, habe ich alles das auch nur ganz so erwartet, mein Jungchen. Aber nun komm, setzen wir uns hier mal ein paar Minuten auf den Balkon und reden wir nun von uns.“

Sie taten es, und dann berichtete Werner eingehend von seinem Aufenthalte in Rom und von seinen vollendeten Kopien, die zur vollsten Zufriedenheit des Bestellers ausgefallen waren.

„So, das von mir. Und nun sag, wie es dir geht.“

„Gut geht es mir, das siehst du ja!“

„Also alles ausgeheilt?“

„Aber natürlich! Der leichte Epizentarrsch war schon nach sechswochigem Aufenthalt geheilt.“

„Und du fühlst dich ganz wohl?“

„So wohl wie nie zuvor! Jetzt geht es mit neuen Kräften an die Arbeit. Nächsten Monat gedenke ich zurückzureisen. Bis dahin will ich hier noch fleißig Studien malen. Und dir dürfte das auch nichts schaden, mein Junge!“

„Herrlich!“ rief Werner. „Sofort bin ich dabei! Vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein werden wir arbeiten!“

„Es gibt wundervolle Motive hier. Du wirst erstaunt sein. — So, nun komm hinunter, damit ich dir den Garten zeigen kann.“

Sie gingen hinunter. Unter den Zypressen fanden sie Francesca. — Bruno stellte den Freund vor.

Nach der ersten Begrüßung sagte Werner, ohne seine Bewunderung zu verbergen: „Ich kenne Sie schon, Fräulein; ich habe oben das Bild gesehen!“

Und sie erwiderte mit lebenswürdigem Lächeln: „Auch Sie sind mir nicht mehr ganz unbekannt, Ihr Freund hat mir viel von Ihnen erzählt.“

Werner nickte ihr freundlich zu, aber er sagte nichts, unausgesetzt blickte er sie an, und er dachte nur immer: wie schön, wie herrlich schön ist sie doch!

Dann zog ihn Bruno weiter: „Komm mit hinunter zum Giacomo, da gibt's den besten Terolbico.“

„Also immer noch der Weinsucher?“

Lachend gingen sie weiter.

Und Francesca sah ihnen lange und sinnend nach.

Unterwegs begann Werner von neuem zu schwärmen: „Bruno, ich verstehe dich nicht mehr! Bist du denn blind für Frauenreize?“

„Durchaus nicht, mein Lieber. Sonst hätte ich sie doch nicht gemalt.“

„Ach, das ist das Interesse des Künstlers! Aber als Mensch, als Mann empfindest du denn als solcher gar nichts?“

„O ja. Aber du scheinst ja über beide Ohren verliebt zu sein.“

„Wenn ich es noch nicht bin, dann werde ich es bestimmt werden. Dessen kannst du sicher sein!“

„Du, das laß lieber bleiben!“

„Oh, weshalb?“

„Weil du es dann mit mir zu tun bekommst!“

Halb erschrocken und fragend sah Werner auf.

„Sie ist nämlich bereits meine Braut!“ Nun war es heraus.

Länger konnte es Bruno nicht zurückhalten, er war kein Komödiant. Einen Augenblick starrte der jüngere den älteren Freund an; sprechen konnte er nichts.

„Ja, ja, mein Kerlchen, es ist so! Nächsten Monat heiraten wir!“

Endlich fragte der andere: „Warum hast du mir denn das so lange verschwiegen?“ Und seine Stimme erzitterte ganz leise.

„Weil ich dich überraschen wollte, Junge!“

„Das ist dir allerdings gelungen.“

„Mehr, als ich erhoffte, denn du gratulierst mir ja nicht mal.“

Da nahm sich Werner zusammen, verdrängte seine Mißstimmung und seine Enttäuschung und reichte dem älteren Freunde, dem er so vielen Dank schuldete, und den er so innig lieb hatte, beide Hände hin, und mit treuherzigem Blick und festem Händedruck wünschte er ihm Glück zu der Wahl.

Damit war die leichte Spannung zwischen beiden gehoben, in ehrlicher, treuer Freundschaft fanden ihre Herzen sich wieder.

Und dann begann Bruno zu schwärmen. Mit begeisterten Worten schilderte er, wie er sie kennen und lieben gelernt, und wie sie beide so bald sich verstanden hatten. Auch den Zusammenstoß mit Mario berichtete er und von der langen, schweren Krankheit, in der sie ihm mit rührender Zärtlichkeit beigegeben hatte. Alles erzählte er jezt. Werner wurde immer erstaunter.

„Und nichts von alledem hast du mir auch jemals in deinen Briefen nur angedeutet!“

„So etwas erzählt sich besser“, sagte Bruno heiter.

Als sie dann unten auf der Terrasse saßen und den feurigen Wein im Glas hatten, da tranken sie auf die neue, sonnige Zukunft.

Am Abend, als Bruno sein Zimmer betrat, fand er auf dem Tische einen kleinen Brief.

Francesca schrieb: „Liebster, tu mir den Gefallen, laß uns keine Komödie spielen, sondern sage deinem Freunde, daß wir uns gehören. Glaub mir, es ist besser, ich fühle es. Tausend Küsse, Francesca.“ — Lächelnd steckte er den Brief ein.

Und gleich am nächsten Morgen beruhigte er sie, daß er ihren Wunsch schon vorgeahnt hatte.

Zum Dank küßte sie ihn heiß und innig.

„Nun, wie gefällt dir Werner?“ fragte er fröhlich.

„Oh, er scheint ein lieber Mensch zu sein.“

„Ja, das ist er! Und auch ihr beide müßt gute Freunde werden, damit wir zu dreien in fester Eintracht leben können!“

Lächelnd und gutherzig versprach sie es ihm.

Dann kam auch Werner dazu.

Francesca begrüßte ihn traulich und herzlich.

Doch er war heute ein wenig befangen. Das merkte er sofort, und er kämpfte auch dagegen an, aber es war umsonst, — es war, als läge ein leichter Druck auf seiner Seele, der ihm den freien Blick verschleierte.

Dann gingen die Freunde in die Berge, um zu malen.

„Was fehlt dir, mein Junge?“ fragte Bruno. „Du bist heute so seltsam still!“

Werner versuchte heiter zu sein, aber es wollte nicht gelingen.

„Mir fehlt gar nichts, vielleicht scheint es dir nur so, als wäre ich so still.“

„Nein, es scheint mir nicht nur so, sondern du bist wirklich verstimmt, denn in deinen Worten liegt unverkennbar Reizbarkeit. Also was fehlt dir? Sei ehrlich!“

Jetzt lachte Werner laut auf. „Du siehst Gespenster, mir fehlt wirklich nichts!“

Da schwieg Bruno. Er fühlte deutlich, daß der Freund diesmal nicht ganz offen war. Das tat ihm weh. Und er sann darüber nach, was wohl der Grund der Verstimmung sein könnte. Aber er fand keinen.

Auch Werner schwieg. Und jezt war er wirklich verstimmt, denn er ärgerte sich, daß er sich so schlecht beherrscht hatte.

Erst, als sie am Ziele waren, das Bruno als eines der schönsten malerischen Motive herausgefunden hatte, war der Damm des Schweigens gebrochen.

„Nun, was sagst du zu diesem Bild?“ rief Bruno entzückt und deutete auf die prangende Landschaft.

„Ja, es ist ein schönes Stüchchen Welt, das sehe ich immer mehr ein“, erwiderte Werner in ehrlicher Begeisterung.

Dann begannen sie zu arbeiten. Währenddessen wurde auch gesprochen, alle möglichen Erinnerungen ausgekratzt, hier und da fiel ein Scherzwort — aber es half nichts; der alte, ungezwungene Freundschaftston von ehedem wollte nicht wieder anlingen.

Das fühlte ein jeder. Und endlich schwiegen sie ganz und arbeiteten still und emsig weiter.

Auf dem Heimwege aber hielt Bruno es nicht länger mehr aus; er stellte den Freund einfach zur Rede: „Mein lieber Werner, so geht das nicht weiter. Jezt bekenne mal Farbe. Du hast etwas gegen mich, ja, ja, — sag, was du willst — ich bleibe dabei, du hast etwas gegen mich — manchmal leuchtete es wie Haß aus deinen Augen — jawohl, das habe ich ganz deutlich gesehen!“

Da wurde der Freund purpurrot — das geheimste Fach seiner Seele war soeben freigelegt, von dem Allerheiligsten war der Vorhang herabgerissen — etwas, das er selber noch nicht einmal zu denken wagte, das er unberührt in den Tiefen schlummern lassen wollte, nun war es ans Tageslicht gezogen und ihm zum Bewußtsein gebracht. Nun schallte es mit anlagenden Worten an sein Ohr: Haß! Haß! Haß!

„Sali,“ schrie die dumme Gans.

„Na, wenn ich die Wittib flamen, und Herr zens zählte er die Direktors und len Frau Schieber rettete seine Unbe...

Darauf schwur dem Erdboden gl zu binden und und seine zwei zu bringen, — sch Herr Distingermayerischen verbr Jagenstein, die si gesammelt und Stadtmuseum sch sahen den Hinter

Das Brot und

Von Eug

Er ist golden l ien von den ben führt, und dieser Ausdruck tasie, sondern der deshalb, weil man hundert in den Brot austrug, d oder Silberplatte das Brot an sich ten als etwas M liches und Selbst es ohne kostbaren cher Leute würd

Ohne verweh wir das Brot b als heute und n dem kommen v es dank der Jü haben. Aber ge wäre, wenn wir

Denken wir aus Sprichwörter Philosophische die beachtensw Verteile so

Wenn wir un Aushungerungs auch die Städte dem Trost der

Das Kriegsbi nichts. Das mu schon früher so

„Wenn ich weißes weißes Brot zu gute Zeiten hin bringen, daß m lichkeit entgegen in seiner interess erzählt: „Er m

Trotzdem sol haben, wie die wird des weiße weißes Brot, bi wird deshalb au Brot schäht vor satt wie weißes.“

Nicht zeitger lich die Warmu besser, ist jedoc man heute dab fahrung, daß „ heißt es auch, Familie, die es sondern „verde hiefür ein fernig den Bauern au

Doch nur einen Augenblick währte das, dann war die Rote und Verlegenheit verschwunden, er war Herr seiner Stimmung, und mit freiem, lächelndem Blick sah er den Freund an. Und als er nun zu sprechen begann, schlug er einen besonders herzlichen Ton an, schon deshalb, um sich selbst über den letzten Rest der Verstimmung hinwegzutäuschen.

„Du mir die Liebe, Bruno,“ bat er, „und laß uns nicht mehr davon reden! Es ist ja möglich, daß ich ein wenig nervös oder erregt bin — vielleicht liegt mir noch die lange Reise in den Gliedern, vielleicht auch liegt es an dem Luftwechsel — sicher wird es morgen oder in den nächsten Tagen schon ganz überwunden sein. Also, nicht wahr, reden wir nun nicht mehr davon.“

Damit gab sich Bruno denn zufrieden.

Als sie daheim waren, ging Werner in sein Zimmer und blieb eine Weile allein. Nun ließ er seinen Zorn an sich selber aus und peinigete sich mit endlosen Vorwürfen, daß er solchen unlauteren Regungen nachgegeben hatte. Und immer kam die Frage: War es denn auch wirklich Haß, was da so tief im verborgenen schlummerte? Er konnte nicht anders, er mußte sich diese Frage bejahen, es war Haß, der in seiner Seele geschlummert hatte.

Aber wie, wie nur kam er dazu? Wie konnte er diesen Menschen, dem er doch so unendlich viel verdankte, auch nur einen Augenblick lang hassen? Wie war das denn nur möglich?

Er sann und sann. Und da, mit einem Male, blickartig, ja, kam ihm die Erleuchtung... er war eifersüchtig auf ihn! Ja, so war es! Das schöne Mädchen hatte es ihm angetan, vom ersten Augenblick an, da er sein Bild gesehen hatte, hatte dasselbe es ihm angetan — sofort war er in Begeisterung für es erglühend, und er hatte gehofft, die Schöne für sich zu gewinnen. Und da war der Freund ihm zugekommen, hatte sie ihm schon lange vorher genommen und nun ihm noch dazu eine Komödie vorgespielt — deshalb, ja, deshalb war der Haß in seiner Seele aufgekeimt.

So war es. Nun war er sich über alles klar. Beschämt, zerknirsch, sah er da. So klein, so erbärmlich klein hatte er handeln können? Diesem Manne gegenüber, der ihm mit offenen Armen entgegengekommen war, hatte er solche kleinlich erbärmliche Regungen aufkommen lassen? War das Freundschaft? — Pstui! Wie schlecht hatte er gehandelt! Schamrot wurde er vor seiner Erbärmlichkeit. Aber jetzt, nun er klar in seine Seele hineingeleuchtet hatte, nun er den Abgrund sah, an dem er wandelte, nun war er auch gerettet. Jetzt konnte und mußte er beweisen, daß er größer war als die Versuchung, daß er ihr widerstehen konnte.

Als er zu Bruno hineinging, war er ein anderer. Fort war die Verstimmung und die Zurückhaltung, und mit der alten, treuen Herzlichkeit kam er nun dem Freunde wieder entgegen, um ihn vergessen zu machen, daß er auch nur einen Tag lang mit verschlossener Seele neben ihm hergegangen war.

Sofort bemerkte Bruno den Umschlag der Stimmung; er freute sich dessen ehrlich, und er war tastvoll genug, das Vorhergegangene mit keiner Silbe mehr zu erwähnen. Die alte Freundschaft, wie sie ehemals geherrscht hatte, war wieder entstanden.

Nur wenn sie von dem schönen Mädchen sprachen, und wenn Bruno nie genug von den herrlichen Eigenschaften seiner Braut erzählen konnte, nur dann erbebt es tief in Werners Brust, und immer noch glimmte dann ein Funke jenes gefährlichen Feuers tief im verborgenen — aber dann raffte Werner alle Manneskraft zusammen und erdrückte diesen Funken.

So siegte er über sich selbst. Abends saßen sie zu dreien im Garten und sahen hinunter in den Frühlingszauber der Campagna. Dann holte Francesca die Laute und sang ein Lied. Und eine friedlich-glückliche Stimmung zog dann herauf.

Arm in Arm saßen die Liebesleute da, glücklich und zufrieden, denn ihrer harrte nun ja eine wundergleiche Zukunft, der sie beide mit hoffender Seele entgegenjahen — und nur Werner, obgleich er still und scheinbar zufrieden darsaß, erbebt dann manchmal leise, denn in seiner Brust war es jetzt weh und wund, und in seiner Seele lag es wie ein leises, schmerzliches Weinen.

Und als er spät abends sein Lager aufsuchte, da biß er sich in wilder Wut fest in das Kissen hinein, um nicht laut aufzuschluchzen.

Die nächsten Tage waren hell und voll lachend strahlendem Sonnenschein; fleißig saßen die Freunde und malten und füllten ihre Studienmappen.

Bruno war in prächtiger Stimmung. Offenherzig sprach er von seinen neuen Plänen, — wie er nun in Berlin ein Haus zu machen gedachte, um seine schöne Frau in die Gesellschaft einzuführen, wie er alle Geistesgrößen zu sich heranziehen wollte, um so einen kleinen Kreis auserlesener Menschen um sich zu schaffen.

Still hörte Werner zu.

Und dann begann Bruno von neuem: „Und du, mein Junge, du mußt dich nun mit meiner Checca recht gut befreunden, denn ich beide will ich immer um mich haben, — treue Freundschaft und treue Liebe, — ohne die will ich nun nicht mehr sein!“

Mit treuherzigem Lächeln versprach es Werner, — aber in seiner Seele erklang wieder dies leise, wehe Weinen.

An einem Vormittag hatte Bruno in Arco zu tun, um die Vorbereitungen für die Eheschließung zu erledigen.

Ehe er fortging, sagte er zu Werner: „Ich habe soeben Francesca gebeten, daß sie dir ein Stüdchen vom Gardasee zeigt; also gehst du zusammen nach Niva, und siehst du dir die Ponalesstraße und den Ponalesfall an. Es lohnt sich, mein Junge! Nachmittags komme ich dann nach, und wir treffen uns unten am Hafen!“

Werner sagte zu, aber heimlich erbebt er. Und gleich nachdem Bruno fort war, ging er hinunter in den Garten.

Francesca wartete schon. „Nun, haben Sie Lust zu der Partie?“ fragte sie mit fröhlich offenerzigem Gesicht.

„Aber natürlich!“ rief er ebenso fröhlich. „So etwas werde ich mir doch nicht entgehen lassen!“ Und so wanderten sie davon.

Wie umgewandelt war er. Alle Traurigkeit der Seele war wie weggeweht. Zum Jauchzen fröhlich wurde ihm ums Herz.

Langsam gingen sie dahin durch den sonnigen Frühlingstag.

„Nun, ist es nicht schön bei uns?“ fragte sie heiter.

„Herrlich ist es!“ — Begeistert nickte er ihr zu.

„Freilich, an Kunst und moderner Luxuspracht gibt unser Ort nichts, aber wer ein wahrer Freund der Natur ist, der kommt schon auf seine Kosten.“

Fröhlich erwiderte er: „Das will ich meinen! Und gerade das einfach Ländliche ist es, was der Gegend hier den Reiz gibt. Die Prosen, die ohne internationales Kurleben nicht bestehen können, die sollen auch gar nicht hierher kommen — stimmt das nicht?“

Heiter, mit offenerzig reinem Blick sah sie ihn an und stimmte ihm bei.

Werner fühlte, daß er unter diesem Blick errötete, doch er nahm sich zusammen und zwang die Erregung zurück.

Plötzlich huschte ein Falter, ein buntes Pfauenauge, dicht an seinem Gesicht vorbei.

Im ersten Erblicken schlug er nach dem übermütigen Gesellen.

Da bat sie schnell: „Ach bitte, tun Sie ihm nichts!“

„Oh, gewiß nicht! Abgesehen belomme ich ihn ja auch gar nicht mal!“ rief er lachend.

„Und zum Dank dafür sollen Sie auch belohnt werden.“ Schnell bückte sie sich und pflückte ein paar Veilchen, die am Wiesenrande standen.

Er war beglückt wie ein Knabe, dem man den größten Wunsch erfüllt hat. Dankbar schüttelte er ihr die Hand.

Sie nickte ihm fröhlich zu.

Und wie zwei glückliche Kinder, denen die erste Frühlingssonne das Herz erwärmt, wanderten sie fröhlich weiter.

Auf den Feldern waren die Bauern beim Wein, beschnitten die Reben und banden sie fest. Lustig gingen die Gräße hinüber und herüber. Und jubelnd schwangen sich die Lerchen empor in den blauen Äther. Herrlich, herrlich war der Tag.

Das Herz wurde einem froh und weit, und alle Kümmernisse schwanden dahin unter diesem strahlend blauen Himmel.

Sie plauderten und lachten und scherzten, zwei Menschen mit fröhlichen Kinderherzen, zwei Freund geworden glückliche Menschen, die im Augenblick nichts wollten, als sich ihres Daseins freuen. So kamen sie, ehe sie es ahnten, in Niva an.

Erst das lärmende Rufen der Mora-Spieler, das aus einer Schenke herausschallte, erinnerte sie daran, wo sie waren.

Als sie durch die schmalen Gassen nach dem Hafen hinunterstiegen, sagte er: „Mein Gott, ist das eine interessante alte Stadt, riesig pittoresk! — das reine Mittelalter noch — als ob die Jahrhunderte mit ihrer alles nivellierenden Kultur hier einfach vorbeigegangen wären!“

Lächelnd stimmte sie ihm bei.

(Fortsetzung folgt.)

Der Herr von Nummer 36.

Eine Großstadtgeschichte von Paul Bliff. (Nochdruck verb.)

Es war acht Uhr früh. — Noch schlummerten die Logiergäste des Familienhotels „Berner Hof“, aber unten im Parterre regten sich schon lange die rührigen Hände der Angestellten des Hauses, alle Vorbereitungen zum Erscheinen der Gäste zu treffen.

Besonders Friedrich, der stramme Hausknecht, war in reger Tätigkeit: ein Haufen Stiefel und ein Berg von Kleidern lag vor ihm, die der Reinigung harrten. Aber dennoch hielt er manchmal mitten im Pufen inne, sah mit verschlafenen Augen hinunter auf den Fluß, der unmittelbar am Haus seine trüben Fluten träge weiter trieb, und wenn dann der kalte Nebel dicht aufstieg und die winzig vorlugenden Sonnenstrahlen verdüsterte, dann wurden auch des guten Friedrichs Augen trüb, und in stiller Wut murmelte er: „Sundewetter, verdammtes!“

Wölchlich schlug die elektrische Glode an.

Grimmig sah Friedrich nach der angeschlagenen Nummer. „Na,

der hat's wohl furchtbar eilig!" brummte er vor sich hin und tappte langsam die zwei Treppen hinauf nach Nummer 36.

Auf sein Klopfen erschien der Zimmergast im Schlafrock und fragte unwillig und mit sehr energischem Nachdruck, wo denn eigentlich seine Sachen bleiben.

Friedrich starrte ihn zuerst ein wenig verblüfft an, dann sann er nach, schüttelte den dicken Schädel und erwiderte: "Einen Augenblick, bitte!" worauf er verschwand.

Langsam stieg er die Treppe wieder hinunter. Noch immer sann und sann er. Aber alles war umsonst. Er konnte sich absolut auf nichts besinnen, wenigstens nicht genau. Und unten angekommen, suchte er nur die Berge der Stiefel und Kleider durch, doch keine Nummer 36 fand sich vor. Voll Zorn warf er alles durcheinander, suchte und suchte wieder, aber nur mit demselben Erfolg. Nichts von Nummer 36 war zu sehen.

"Wat will denn nur der Duffel eigentlich?" Er hat doch gar keine Kluft 'rausgehängt!" schimpfte er schließlich. Dann setzte er sich nieder, stützte den Kopf in die Hand und versuchte, sich auf die Ereignisse des vorigen Abends zu besinnen. Aber soviel er auch sann und grübelte, ganz klar waren ihm die Geschehnisse nicht mehr. Das zwar war ihm allerdings noch erinnerlich, daß der Herr von Nummer 36 erst gegen zehn Uhr angekommen war; ja, er besann sich sogar noch darauf, daß er einen langen Überrock und große russische Gummischuhe angehabt hatte; von dem weiteren Verlauf der Dinge wußte er absolut nichts mehr; er hatte ein wenig getrunken, war müde gewesen und hatte dann rein mechanisch

alle Sachen von den Türen zusammengepackt und genau numeriert.

Aber schon wieder schlug die elektrische Glocke auf Nr. 36 an.

Und zum zweiten Male tappte Friedrich hinauf.

"Zum Donnerwetter, wo bleiben denn meine Sachen? Ich muß doch zur Bahn!" schallte der Fremde.

Der Hausknecht zuckte etwas verlegen die Schultern und antwortete:

"Der Herr wird sich wohl irren: es sind keine Sachen da von Nummer 36."

"Sie sind wohl veräußert geworden!" rief nun der Fremde.

"O, ich denke doch nicht!"

"Ich verbitte mir das! Schaffen Sie mir sofort meine Sachen!"

"Aber der Herr werden wohl verzeihen, — es sind in der Tat keine Sachen da von 36."



Oberleutnant von Brandis (links),
der erste Gutsitzer Donaumonats. (Mit Text.)

Jetzt bekam es der gute Friedrich doch ein wenig mit der Angst, denn er sah, daß der Herr nicht mit sich spaßen ließ. Er lief schnell zum Wirt, wedte ihn und berichtete umständlich, was sich ereignet hatte.

Der Wirt, dem natürlich an dem guten Ruf seines Hauses gelegen war, kleidete sich sofort an und begab sich hinauf nach Nummer 36. Dieselbe Szene wiederholte sich.

Empört rief der Fremde: "Ich bitte dringend, sofort die Polizei holen zu lassen!"

"Aber, mein Herr, Sie sind meinem hochanständigen Hause", versicherte der Wirt.

"Ja, zum Donnerwetter, wo sind denn aber meine Sachen geblieben?"

"Oder meinen

Sie vielleicht gar, ich sei ein Betrüger?" Hier, bitte, durchsuchen Sie gefälligst meine Kassetasche!"

Fliehend bat der Wirt: "Aber erregen Sie sich doch nicht so,



Eine Rasierstube in Koffetaere in Flandern.



mein Herr! Sie Anzug wird sich finden? Wollen Sie alle Sachen durch einen Dieb im Hohlen. Meine



Ein Mehrgesellener Halbmond

Ich werde Sie wortlich machen Der Wirt, der Stirn, bat nicht: "Bitte, n Sie ein paar A ich werde sofort



Ausicht von Comme-Py in der Champagne.

mein Herr! Sie stören mir ja alle meine anderen Gäste! Ihr Anzug wird sich ja finden."

"Finden? Wo soll er sich denn finden? Ich habe ja bereits alle Sachen durchgesehen, die unten sind! — Sie haben eben einen Dieb im Hause. Also lassen Sie gefälligst sofort die Polizei holen. Meine Zeit ist nämlich sehr knapp."

"Aber, mein Herr, solange ich das Haus habe, ist so was noch niemals vorgekommen!"

"Nun gut. Wo ist Ihr Telefon? So werde ich selber die Polizei rufen."

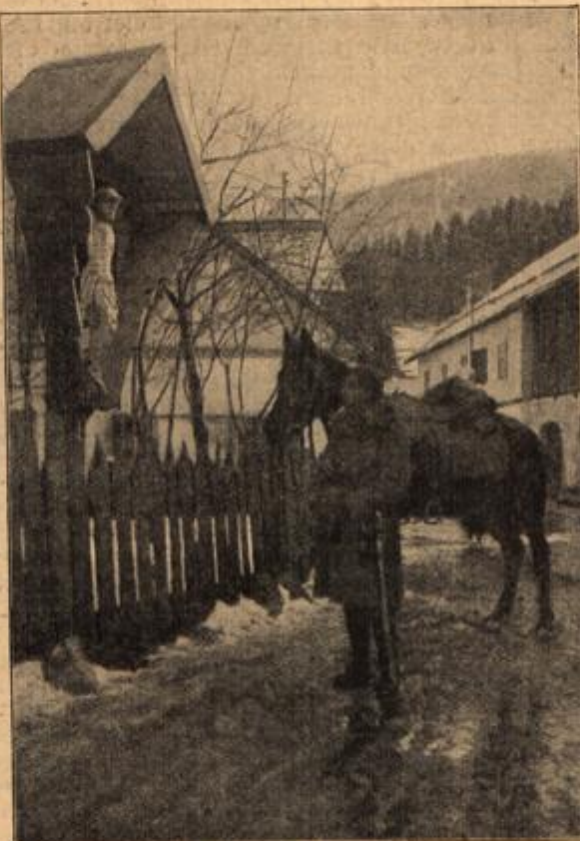
"Mein Herr, ich bitte, haben Sie doch ein wenig Geduld. Sie vernichten ja den guten Ruf meines Hauses. Ihr Anzug muß sich ja doch wiederfinden!"

"Sehr gut! Soll ich hier vielleicht bis zum Abend in Unterhosen herumlaufen? — Um halb zehn geht mein Zug."

Fremden Maß, und nach wiederum zehn Minuten lagen sechs fertige Anzüge dem fremden Herrn zur Wahl vor. Desgleichen wurden aus einem Schuhgeschäft verschiedene Stiefel zur Auswahl geschickt. — Nach kaum einer halben Stunde war der Herr von Nummer 36 neu ausgestattet. Er schalt zwar noch recht tüchtig, daß er einen sehr schlechten Tausch mache, denn sein Anzug wäre viel gediegener gewesen, auch die Stiefel seien lange nicht so gut, als die feineren gewesen waren. Da indessen der Wirt immerfort bat und ihn beschwor, daß er keinen Skandal machen möge, und da er ihm endlich

Schnell hatte der fürsorgliche Hausherr sich entschlossen, lieber den Schaden zu tragen, als durch einen Polizeiskandal sein gutes Haus in Verfall kommen zu lassen.

Bereits zehn Minuten später klopfte an die Tür von Nummer 36 der Zuschneider eines benachbarten Herrenkleidergeschäftes, nahm dem



In stiller Andacht.

Aufnahme aus dem Felde von einem Feldgauen.



Ein Mehrgeselle, Ritter des Eisernen Halbmondes. (Mit Text.)

Ich werde Sie für alles verantwortlich machen!"

Der Wirt, Angstschweiß auf der Stirn, bat noch einmal höflich: „Bitte, mein Herr, haben Sie ein paar Minuten Geduld, ich werde sofort Rat schaffen.“



Militärische Jugenderziehung in Österreich: Wiener Pfadfindergruppe bei einer Geländeübung. Kikophot, Wien.

auch noch das Zahlen der Hotelrechnung erließ, so gab sich der Fremde schließlich zufrieden und ging eilig zum Bahnhof.

Erst als er hinaus war, atmete der Wirt wieder auf. Die Sache hatte zwar zirkel hundert Mark gekostet. Aber immerhin war dies noch leichter zu tragen als ein Skandal, der ihn um seinen Ruf brachte. — Einigermassen beruhigt setzte er sich zum Frühstück nieder, um sich nach der ausgestandenen Aufregung zu stärken.

Doch kaum sah er, so kam eine neue Überraschung für ihn. Es erschien ein Schiffer, dessen Kahn auf dem Fluß an der Rückseite des Hotels seit gestern abend festgemacht war. Der Mann brachte ein ziemlich umfangreiches Paket und berichtete dazu, daß es nach Mitternacht, als alles schon schlief, aus einem Fenster des Hotels ins Wasser geworfen worden sei. Er sei noch wach gewesen, hätte zum Kabinensfenster hinausgesehen, da sei das Paket an seinem Kopf vorbei ins Wasser gesunken. Zuerst habe er an ein Verbrechen gedacht. Da aber alles still blieb, sei auch er ruhiger geworden. Er habe dann mit dem langen Hafen nach dem Paket gefischt, bis er es denn endlich, nach vieler Mühe, gefunden hatte.

Der Wirt war äußerst erstaunt und ließ das Paket öffnen. Und zu seiner großen Verwunderung kam ein abgetragener, gestickter und mehr als schädlicher Anzug und ein Paar total zerrissene Stiefel zum Vorschein. Dabei war ein mit Bleistift geschriebener Zettel, auf dem man nach einiger Mühe noch die Worte entziffern konnte: „Da der Winter kommt, muß man sich neu einleiden! Ich danke Ihnen für Ihre Mühe. Der Herr von Nummer 36.“

Blinder Eifer schadet nur.

Humoristische Skizze von Hans Baier. (Nachdruck verb.)

Tief aufatmend vor Lust und Freude, morgen den längst ersehnten vierwöchigen Urlaub antreten zu können, war der Gerichtsoffizial Tobias Krautmayer durch das Tor des Amtsgebäudes auf die Straße getreten. Unwillkürlich warf er noch einen Blick auf die lange Fensterfront des grau getünchten einsörmigen Gebäudes, wie um demselben ein summes „Gehab dich wohl!“ zu sagen, rückte dann seinen Hut unternehmend in den Nacken, umspannte kräftiger den Griff seines Stodes, schüttelte sich einen Augenblick, als ob er die Last der winterlichen Fronarbeit von sich wüßte, und stürmte dann vorwärts. — Welch himmlische Aussicht! Morgen um dieselbe Zeit war er schon längst in seinem geliebten Fagenstein, einem stillen Dörfchen, das, weitab vom Lärm und Getriebe der Großstadt, in einem anmutigen Tale, umsäumt von herrlichen Laub- und Nadelwäldern, sich sein bescheidenes Plätzchen gewählt, und wo Herr Krautmayer nun schon seit acht Jahren mit seiner Familie, die aus Frau und zwei halbwüchsigen Jungen bestand, regelmäßig seinen lang bemessenen Sommerurlaub verbrachte.

Für gewöhnlich, nur bei sehr schlechtem Wetter nicht, legte Herr Krautmayer, um nach dem sieben Stunden langen Sitzen am Schreibtisch die erschlafften Glieder wieder aufzufrischen, den Heimweg zu Fuß zurück, — er wohnte weit draußen in einem billigen Vorort im vierten Stockwerk einer rechten Zinnsäferne (ohne Aufzug) — aber heute legte er trotz prächtigen Wetters zwanzig Heller Ridelwährung auf den Tisch der Aktionäre der Trambahn, um früher nach Hause zu kommen.

„Anna! Eine unerhörte Neuigkeit“, sagte er mit einem fröhlichen Lächeln auf den Lippen, als er ins Zimmer trat, wo seine Frau, müde wie es schien, auf dem bereits gepackten Reisefloßer saß. „Denke dir, unser guter Herr Direktor, der immer in dem sündigen Guggenhäuser seinen Urlaub zugebracht hat, geht heuer auch nach Fagenstein!“

„Was du sagst! Ist das wirklich wahr?“

„Es ist ganz sicher. Ich hatte ihm, wie ich mich bei ihm der Vorschrift gemäß zum Urlaubsantritt abmeldete, erzählt, wie horrend billig dort zu leben sei, daß man fast geschenkt wohne, und daß überdies nicht bald wo so viele Erd-, Schwarz- und Himbeeren zu finden wären, wie in den Wäldern um Fagenstein!“

„Von den Himbeeren hättest du den Mund nicht so voll zu nehmen gebraucht, die sind uns selbst immer zu wenig geworden! Nun, und weiter!“

„Darauf dachte er eine Weile nach, wie er denn überhaupt ein scharfer Denker ist, zündete sich dabei eine frische Zigarre an und sagte nach einigen Zügen: Gut! Ich will's heuer dort einmal riskieren. Sehen Sie uns nach einer hübschen Wohnung um, Zimmer und Küche, — und womöglich kein Hahn im Hause. Diese Luderchen werden einen schon in aller Herrgottsfrühe auf! Mit den Worten: Glückliche Reise und schreiben Sie recht bald, entließ er mich dann.“

„I du meine Güte! Da werden wir ja täglich mit den Direktorschen beisammen sein. Paß auf, lieber Ottokar, du wirst im Herbst Oberoffizial!“

„Schön wäre es, und auch Zeit. Nach zwanzig Jahren! Aber

da ist noch der Didingen vor mir“, meinte tief aufseufzend der liebe Ottokar.

„Ach was“, erwiderte resolut Frau Krautmayer, „wenn der Herr Direktor will, kannst du den Didingen leicht überspringen!“

„Möglich wäre es freilich! Und das Gesicht vom Didingen! Ich will gar nicht daran denken!“

„Du wirst schon sehen, wie ich mich bei der gnädigen Frau Direktor ansetzen werde. Ich verstehe das schon. Den Oberoffizial kann dir kein Herrgott wegnehmen!“

Bereits am nächsten Tage hauste die Krautmayer'sche Familie seelenvergnügt beim Hinterbaueten in Fagenstein.

Herr Krautmayer, dienstfertig wie immer, hatte sich alsbald nach der Ankunft auf die Suche nach einer Wohnung für den Herrn Direktor begeben und fand nach längerem Hin- und Herfragen eine solche, notabene ohne Hahn, bei der Bäckermeisterswitwe Schieber. Dieselbe war nach dem Tode ihres Mannes aus der Hauptstadt nach Fagenstein, ihrer Geburtsstätte, übersiedelt und hatte sich allda ein nettes Häuschen mit einem hübschen Vorgarten angekauft, das sie allein mit ihrer Magd bewohnte. Besagte Wittib forderte für Zimmer und Küche auf acht Wochen einen Mietzins von hundert Kronen und bemerkte darauf: „Bei mir ist überhaupt gar kein Viecherl im Haus! Dafür garantier ich! Und ich bin die gute Stund selber! Die Betten wer'n alle vierzehn Tag frisch überzogen, und ausgehoben wird alle acht Tag! Und die Sali kriegt dafür ihr Trinkgeld! Und das kleine Lusthäusl auf der linken Seit'n draußt im Garten, das gib ich aufs Quartier noch drauf!“

Da Zimmer und Küche tadellos eingerichtet und alles peinlich rein gehalten war, zog Herr Krautmayer würdevoll seine Brieftasche hervor und erlegte, um der Wohnung sicher zu sein, zehn Kronen als Angabe, worauf sich die Kontrahenten vergnügt die Hände schüttelten.

Der Herr Direktor hatte zwar nichts davon gesprochen, ein Angeld zu geben, aber sollte sehen, wie sehr er sich in allem auf seinen Offizial verlassen könne.

Darauf ging Herr Krautmayer nach Hause und schrieb einen vier Seiten langen Brief, worin er die Vorzüge der Schieber'schen Wohnung in das beste Licht stellte, die Abwesenheit jeglichen Getiers anmerkte und zugleich mit überschwenglichen Worten seiner Freude Ausdruck gab, den gnädigen Herrn Direktor recht baldigst in dem anmutigen Fagenstein begrüßen zu können. Davon, daß er die Wohnung bereits gemietet, erwähnte er nichts.

Es überkam ihn nämlich bereits eine dunke Ahnung, als ob er etwas zu dienstfertig gewesen wäre, aber —!!

Hier brach Herr Krautmayer ab, denn er suchte vergeblich nach einer Begründung des Tatbestandes, wie es im Amtsstil heißt, und da es eben an der Zeit war, in den Finsternwald aufzubrechen, um Erdbeeren zu pflücken, quälte er sich damit nicht weiter, und draußen im Waldestrauschen entschwand ihm jede Besorgnis.

Das Antwortschreiben des Herrn Direktors traf beiläufig nach acht Tagen ein und lautete dahin, daß er dem Herrn Offizial für seine Mäherhaltung höflich danke, daß seine Frau denn doch aber wieder Guggenhäuser vorgezogen hätte, wo sie immer passenden Anschluß gefunden und stets mit allem zufrieden gewesen sei.

Herr Krautmayer sah da, als ob ihm ein Einsen eine Ohrfeige gegeben, Frau Krautmayer vergoß Tränen der Wut und Enttäuschung. Die Aussicht auf den Oberoffizial war wieder in nebelhafte Ferne gerückt.

Aber das gute Fräulein gewann alsbald wieder die Fassung und sagte: „Fürs erste, lieber Ottokar, gehst du jetzt zu dieser Schieber und holst die zehn Kronen Angabe. Und der Herr Direktor, — nun, der soll uns gern haben, und sie auch, die hochnassige Madam! Haha! Keinen passenden Anschluß hätte sie hier gefunden! Da müßt einem doch der Schnee verbrennen! Als ob man nicht wüßte, daß's noch die Hälfte Haar, die sie am Kopf hat, beim Friseur schuldig ist! Abgesehen, ich hab' gleich vom Anfang auf das Geplausch des Herrn Direktors nicht viel gegeben! Wassermacherei — sonst nichts. Na, geh nur jetzt, lieber Ottokar!“

Der liebe Ottokar erhob sich mit einer wahren Leichenbittermiene und machte sich auf den Weg zu dieser Schieber.

„Was hör ich, Sie spazieriger Herr! Sie woll'n die Angab zurück?! Aber geh'n! Was geht denn das mit'n an, wenn der Herr Direktor nach Tripstrill geht und nicht herkommt! Sie haben mir die Angab geb'n und Sie müssen auch das Quartier zahlen! Gott sei Dank, ich war netto zweiundzwanzig Jahr Bäckermeisterin in der Stadt, mir machen Sie, Herr Offizial hin, Herr Offizial her, keinen blauen Dunst vor! Empfehl mich! Und wenn morgen die neunzig Kronen nicht da am Fensterbrett liegen, wern's meinen Advokaten kennen lernen!“

Trotz dieser fürchterlichen Drohung ging Herr Krautmayer nicht von dannen, sondern brannte ein Redefeuerverk ab, als dessen Schlußeffekt er eine „dumme Gans“ steigen ließ.

unverfälscht auch sehr nützlich gewesen, wenn seine hervorragende Widerstandskraft und seine alles umfassende Sachkunde seinem Stint erhalten geblieben wären. Nun er aber

nicht sein, ganz Deutschland, was die Ernährung betrifft, über einen Stamm zu scheitern, dazu sind die Verhältnisse und die Verhältnisse in den verschiedenen Bundesstaaten

Stilles und Galtan-Regelungsplan.

Seine besondern Ereignisse.

Oberste Beeresleitung. Mittels durch das M.F.B.

„Sali,“ schrie Frau Schieber ihrer Magd zu, „Sie haben die dumme Gans gehört!“

„Na, wenn ich dasse,“ werd' ich Ihnen doch hören!“ Die Wittib klagte, da die neunzig Kronen nicht ins Haus kamen, und Herr Krautmayer wurde nachsichtig. Blutenden Herzens zahlte er die Miete für die Sommerwohnung des Herrn Direktors und lernte auch die Kostennote des Advokaten der Frau Schieber kennen. Die dumme Gans nahm er zurück und rettete seine Unbescholtenheit.

Darauf schwur er in seiner grimmen Wut, ganz Fagenstein dem Erdboden gleich zu machen, die Schieber an einen Pfahl zu binden und langsam zu rösten, und sodann sich, seine Frau und seine zwei Jungen auf eine unmenschliche Art ins Leben zu bringen, — schenkte aber schließlich allen das „elendige“ Dasein.

Herr Dindinger wurde im Herbst Oberoffizial; und die Krautmayerischen verbrannten im Winter sämtliche Ansichtskarten von Fagenstein, die sie im Laufe der Jahre gesammelt und bereinst einmal dem Stadtmuseum schenken wollten. Und sahen den Hinterbauer nie wieder.

Das Brot in Sprichwort und Sage.

Von Eugen Peterson.

„Er ist golden Brot“, sagt man in Italien von dem, der ein süßes Leben führt, und nicht etwa entstammt dieser Ausdruck der dichterischen Phantasie, sondern der Wirklichkeit, und zwar deshalb, weil man im vierzehnten Jahrhundert in den Häusern der Reichen Brot austrug, das mit dünnen Gold- oder Silberplättchen belegt war, denn das Brot an sich erschien den Bettelnden als etwas Alltägliches, zu Gewöhnliches und Selbstverständliches, als daß es ohne lösbaren Schmutz der Tafel reicher Leute würdig gewesen wäre.

Ohne verwöhnt zu sein, haben auch wir das Brot bisher nicht so geachtet als heute und nicht die Worte beachtet: „Wer kein Brot hat, dem kommen viel Gedanken“. Wir haben ja Brot und werden es dank der Fürsorge von Staat und Gemeinden auch ferner haben. Aber gefragt haben wir uns wohl schon oft, wie es wäre, wenn wir einmal kein Brot hätten.

Denken wir einmal genau darüber nach. Manche Weisheit aus Sprichwörtern und aus der Sage wird uns Aufklärung geben. Philosophische Aussprüche aus Volksmund klingen uns entgegen, die beachtenswert für die heutige Zeit sind.

„Verteile so dein Brot, daß du nicht leidest not.“

Wenn wir uns an diesen Rat halten, so werden wir leicht den Hungerplan unserer Feinde zunichte machen. Sollten auch die Städte etwas spärlicher ausfallen, so tröste man sich mit dem Trost der Väter: „Ein halbes Brot ist besser als gar keines.“

Das Kriegsbrot fällt wohl oft etwas schwarz aus, das schadet nichts. Das mündet wohl nicht so wie weißes Brot und scheint schon früher so gewesen zu sein; denn ein altes Sprichwort sagt: „Wenn ich weißes Brot habe, esse ich kein schwarzes.“ — „Der hat weißes Brot zuerst gegessen“, sagte man auch von jemand, dessen gute Zeiten hinter ihm lagen. Und will man zum Ausdruck bringen, daß man einem Grollenden nicht durch besondere Freundlichkeit entgegenzukommen braucht, so heißt es, wie Allwallstadt in seiner interessanten Plauderei über die Philosophie des Brotes erzählt: „Er muß beim schwarzen Brot wieder gut werden.“

Trotzdem soll man das weiße Brot keineswegs überschätzen haben, wie die nachstehenden Sprichwörter beweisen: „Man wird des weißen Brotes auch satt“ — oder: „Man ist solange weißes Brot, bis man nach dem schwarzen greift.“ Das letztere wird deshalb auch kräftig in Schutz genommen: „Auch schwarzes Brot schmeckt vor dem Hungertod.“ — „Schwarzes Brot macht so satt wie weißes.“ — „Schwarzes Brot macht die Wangen rot“ usw.

Nicht zeitgemäß ist auch eine andere alte Brotweisheit, nämlich die Warnung vor dem „frischgebackenen Brot“. Es schmeckt besser, ist jedoch ungesund, und mehr als an den Magen denkt man heute dabei an den Geldbeutel; denn es ist eine alte Erfahrung, daß „frisches“ Brot sich sehr schnell „verdirbt“. Deshalb heißt es auch, daß es ein Haus „öde“ machen kann, d. h. eine Familie, die es regelmäßig ißt, kommt auf keinen grünen Zweig, sondern „verdirbt“, d. h. verarmt. — Das schwäbische Volk hat hierfür ein kerniges Wort: „Mit dem neubadenen Brot kann man den Bauern auf Gant fressen.“ Man kann ihn also so weit

bringen, daß er sein Hab und Gut versteigern lassen muß. Eine alte Wahrheit haben also unsere Behörden beachtet, als sie den Verkauf neubadenen Brotes untersagten. Das Brot will aber auch geachtet werden. Dem alten Reim: „Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert“, entspricht der nachstehende: „Wer das Stüdlein Brot nicht ehrt, der ist auch den Laib nicht wert.“

In Schwaben heißt's: „Das Stüdlein Brot, das auf den Erdboden gefallen ist, solle man küssen“, um es gleichsam zu verzeihen, es für die Unachtsamkeit, mit der man es behandelt hat, um Verzeihung zu bitten. Ebenso veranlaßte einst der berühmte Paracelsus einen Gastwirt dazu, den Pfennig zu küssen, den dieser hatte fallen und achtlos liegen lassen. „Küß den — Pfennig“ heißt seitdem, wie Allwallstadt berichtet, seit jener Zeit das Wirtshaus.

Das Brot, das Schweiß kostet, erarbeitet werden muß, das „weint, wenn es unnütz gegessen wird“. Das Brot, das man am meisten achten soll, wenn es am wohlfeilsten ist, sagen die Litauer, das liebe, tägliche Brot verlangt noch andere Rücksicht: „Man soll es nach dem Volksglauben nicht auf seine gewählte Seite legen“, es darf „nicht in die Stube sehen“, d. h. mit dem Abschnitt nicht über den Tischrand schauen.

Das Sprichwort sagt: „Wer das Brot krumm schneidet, hat an dem Tag schon gelogen, wer das Brot nicht eben schneiden kann, kann auch nicht eben tanzen.“

Das Brotschneiden erfordert eine gewisse Geschicklichkeit. Und weil „Geschick“ und „Glück“ sich reimen und weil eine geschickte Behandlung des Brotes auch auf eine ordentliche Lebensführung schließen läßt, so prophezeit man dem, der die Kunst des Brotschnittes versteht, Reichtum. „Schneidet das Brot gleich, dann werdet ihr reich“, sagt man im Erzgebirge und fügt hinzu: „Schneidet ihr's über die Quer, so geht auch alles quer.“

Auch heißt es an anderer Stelle: „Wer will werden reich, der schneide das Brot fein gleich“, was damit erklärt wird, daß ein Hauswirt verarmen muß,

der es duldet, daß „seine Kinder und sein Gesinde nur nach ihrem eigenen Gefallen das liebe Brot bernapfen und beränseln und unordentlich davon schneiden, daß zuweilen die Rinde um und um abge schnitten wird und nichts als die Broße liegen bleibt, welche hernach gemeiniglich verschimmelt und aufs höchste denen Schweinen zuteil wird.“

„Gold finden“, d. h. reich werden soll nach altem Spruch auch derjenige, der schimmeliges Brot zu verschmausen nicht verschmäht. Ihm wird hohes Alter vorausgesagt, eine helle Stimme sei ihm eigen, leuchtende Augen und weiße Zähne.

Nun, schimmeliges Brot wird man heute kaum irgendwo finden. Doch aber wird uns die „Brotlehre“ noch interessieren: „Fremder Leute Brot ist den Kindern Semmel“, hierunter kann man auch Kuchen oder Zuder verstehen.

Denken wir bei diesem Worte heute nicht an gewisse große Kinder, denen alles fremdländische begehren- und beachtens-, ja nachahmenswert erscheint, und die das Heimatlische dem Fremden hintenansehen? In den kommenden Tagen wird man hoffentlich anders denken und erst sorgsam prüfen, ob es auch immer Semmel und Kuchen ist, was über die Grenzen in die Heimat geführt wird und uns den Geschmack heimischen Brotes verleiden will.

Und zeitgemäßer als je ist auch heute das Wort: „Das Brot, das man verschenkt, findet man wieder.“ Heute heißt es: „Spart Brotmarken und ihr selbst werdet die Segnungen eines ehrenvollen Friedens genießen.“

Wohl mancher Hausfrau wird diese Forderung zu hoch und zu streng erscheinen. Gerade das Brot, das so knapp ist, soll man sich versagen? — Auf solche kleinmütige Frage gibt eine deutsche Sage eine treffliche Antwort:

„Es war einmal eine Hungersnot. Da hatte das edle Fräulein von Lichtenstein auf Redarshausen ein einziges Brot nur noch im Hause. Ein Bettler kam und bat sie um ein Stüdlein. Barmherzig war sie bisher nie gewesen. Vom Überflusse hatte sie stets und freudig gegeben. Aber vom letzten, vom allerletzten Brotlaib, den sie selbst bejaß? Das schien ihr doch zu viel verlangt. Nach kurzem Zaudern ließ sie den Bettler gehen. Ein Stüdlein später gedachte sie ihren eigenen Hunger zu stillen, doch siehe, der Brotlaib war zu Stein geworden. Beschämt erkannte das edle Fräulein den Jörn des Himmels und ließ das feinerne Brot sichtbarlich einmauern in die Wand einer Kapelle, künftigen Geschlechtern zur Warnung.“



Wo ist das andere Mädchen zum Waschanhangen?

Es war' der Frühling doch vorbei!

Mir tut der junge Lenz so weh, Das frische Grün an Busch und Baum. Das Amfelleid im Blütenichnee, Der ganze junge Frühlingstraum. Im fernen Frankreich liegt ein Grab, Drin schlummert einsam und allein Einer, den heiß geliebt ich hab', Wie kann's für mich da Frühling sein? Nun find' ich nimmer Raft, noch Ruh', Mir klingt der eine Sehnsuchtschrei Im tiefsten Herzen immerzu: O war' der Frühling doch vorbei!"

Johanna Weiskirch.

Unsere Bilder

Oberleutnant v. Brandis (links auf dem Bilde), der erste Erstürmer Douaumonts, welcher vom deutschen Kaiser für die hervorragende Tat, mit seiner Kompanie in Douaumont zuerst eingedrungen zu sein, den Orden "Pour le mérito" erhielt. Neben dem Helden seine Brüder, die, wie er, auf dem Felde der Ehre verwundet wurden. Ein Regergeselle, Ritter des Eisernen Halbmondes. Karl Deuzeroth aus Deutsch-Ort (Lothringen) erhielt die Auszeichnung für sein überaus tapferes Verhalten bei Anaforta (Gallipoli).

Allerlei

Bewiesen. Richter: "Welchen Beweis haben Sie dafür, daß der Mann betrunken war?" — Schuhmann: "Er hielt sein Auto vor einer Pferdetränke an."

Höchstpreise im Mittelalter. Das Mittelalter, dessen stürmische, bewegte Zeiten der ungerigen gleichen, hatte mit den jetzigen Zuständen auch in soweit Ähnlichkeit, als die einzelnen Städte, genau wie das ganze deutsche Wirtschaftsgebiet heutzutage, vollkommen abgeschlossen waren, wenn ein Krieg ausbrach. Dies führte zur Einrichtung von Höchstpreisen für die Hauptnahrungsmittel. Die Chroniken erwähnen immer wieder, wie hoch der Preis von der Behörde angelegt wurde. So dürfte z. B. ein Bäder "für 12 Semmel mit me wie 10 Pfennig nehmen". Ebenso war es mit Wehl, Kraut und dergl. der Fall. Fr.

Edelmüt. Mehrere Edelleute tadelten einstmal in Gegenwart Lord Volingbroles den schauerhaften Geiz des verstorbenen Herzogs von Marlborough. Sie erzählten einige bezeichnende Züge seines Geizes und riefen Volingbroles zum Zeugen auf. Dieser sagte, obwohl er stets ein heftiger Widersacher des Herzogs gewesen: "Marlborough war ein so großer Mann, daß ich alles Kleine an ihm gänzlich vergessen habe."

Sheridan's Grokmut. Der spätere englische Staatsmann Sheridan, Sohn eines Schauspielers, begann seine Laufbahn als Lustspielbichter. Obgleich ihm dabei ein solch klassisches Meisterstück gelang wie das Lustspiel "Die Lasterkammer", befand er sich in dieser Periode seines Lebens doch in andauernder Geldklemme. Aus solcher befreite ihn einst die Einladung eines reichen Lords auf sein Landgut. Sheridan genoss eine löstliche Zeit der Sorglosigkeit und vorzüglicher Verpflegung und erwies sich als das belebende Element der ganzen Gesellschaft, die sich auf der Festung seines vornehmen Wönners zusammengefunden hatte. Erst als die Zeit des Abschiednehmens nahe rückte, fiel es ihm schwer aufs Herz, daß ja dabei die ganze zahlreiche Dienerschaft des Gastgeber ein reichliches Trinkgeld von ihm erwarten würde, war er doch lange Wochen hindurch zu Gast gewesen! Und sein ganzer Reichtum bestand in einem vereinsamten Sircencestüd (= 50 Pfennig)! Er war aber nicht umsonst Lustspielbichter und wendete diesmal seine Erfindungsgabe im eigenen praktischen Interesse an. Er ging in eine benachbarte Stadt und ließ sich bei einem Bankier unter einem iherzhafsten Vorwand sein letztes Silberstüd in lauter funkel-nagelneue Kupferpfennige umwechseln. Als er dann abreisen wollte, mußte er zwar, wie er ja im voraus gewußt hatte, die gesamte Dienerschaft passieren, die sich auf der breiten Freitreppe aufgestellt hatte, an deren Fuß die Equipage des Lords seiner harrte, es floßte ihm aber kein Grauen mehr ein. Mit ebensoviel Würde wie Teufelsgelichte griff er in die Tasche und reichte jedem ein blühendes Goldstüd hin, das als ein Goldstüd erschien, und das jeder daher mit untertäniger Verneigung in Empfang nahm. Der Anstand erlaubte es ja nicht, daß die Leute sich sogleich von dem Werte der ihnen zugestreckten Münze überzeugten. Bevor jedoch Sheridan unten angelangt war, hatte der auf der obersten Stufe stehende Schloßhervalter einen verflohenen Blick auf das vermeintliche Goldstüd geworfen und den wirklichen Tatbestand entdeckt. Empört eilte er die Treppe hinab, wiewohl die Last der Jahre ihm sonst keine Eile mehr erlaubte, und kam eben noch zurecht, um dem in den Wagen Steigenden das glitzernde gelbe Goldstüd unter die Nase zu halten und ihn dringlich fragen zu können: "Sie haben sich wohl geirrt, mein Herr?" — Ohne im geringsten in Verlegenheit zu geraten, ohne auch nur einen Blick auf die beanstandete Münze zu werfen, erwiderte der erfindungsreiche Dichter herablassend: "Nein, mein Freund, ich habe mich nicht geirrt. Ich gebe nie weniger. — Fahren Sie zu, Kutscher!" — C. D.



Gut gegeben. "Gottgott, Toni, do duost halt aber icho ran'g'suatterl, bei die möcht i a in der Pfleg' lei!" "Mir's macho, Herr Oberförster, i verrech' mi bloß auf die Ausgucht, mit do Schen kann i net umgehn!"

Gemeinnütziges

Wie man seine Steppdecken schon. Die während der wärmeren Jahreszeit unentbehrlichen Steppdecken werden in den meisten Haushaltungen recht falsch behandelt, was ein baldiges Unansehnlichwerden und geringe Haltbarkeit zur Folge hat. Nachstehend einige Winke für ihre richtige Behandlung. Vor allem leidet jede Steppdecke sehr darunter, wenn sie außer Gebrauch zusammengelegt aufbewahrt wird. Die durch das Zusammenlegen entstehenden Brüche vertiefen sich bald, die Steppdecken werden an diesen Stellen mitterig und die Wattefüllung dünn, und da diese Stellen sich fast immer in der Mitte befinden, so bedeutet das einen großen Schönheitsfehler für die Decken. Das kann man besonders dort beobachten, wo die Steppdecken auch während des Winters als Herde über die Betten gebreitet und allabendlich weggenommen werden. Steppdecken sollten deshalb nur in gerolltem Zustande aufbewahrt werden, wozu man sich am besten eines runden, glatten Holzstabes, so lang wie die Steppdecke breit ist, bedient. Die zusammengerollte Decke legt man dann während der Nacht auf ein Sofa, einen Tisch oder zwei aneinandergestellte Stühle. Bei längerer Aufbewahrung umhüllt man die Rolle mit einem Staubüberzug aus grauem Leinen und verwahrt sie stehend auf. Die so aufbewahrten Steppdecken leiden nicht im geringsten, sondern bleiben jahrelang bei gutem Ansehen. Auch das Klopfen der Steppdecken ist ganz zweckwidrig, denn hierdurch verschiebt sich die Wattefüllung und wird flach, auch kommt dabei leicht ein Flagen der Steppnähte vor. Das Entfernen des Staubes geschieht viel richtiger durch Ausbürsten mit einer sauberen und nicht zu harten Kleiderbürste, wobei man die Steppdecke über eine Leine oder eine Teppichstange hängt. Weist die Steppdecke Flecken oder Schmutzstreifen auf, so entferne man sie in möglichst frischem Zustande durch Abreiben mit einem mit Benzin oder Äther befeuchteten Leinwandläppchen. Wo man anstatt der praktischen Überschlagnägel geschlossene Bezüge zum Beziehen der Steppdecken verwendet, wird es leicht vorkommen, daß die Steppdecken sehr bald häßliche Querfalten aufweisen, was durch das Rutischen und Verschieben der Decken verursacht wird. Um das zu vermeiden, nähe man in die vier Zippel der Bezüge innen und an die vier Ecken der Decke je ein kurzes Band an.

und binde die Deckenzippel damit fest. — Endlich sollte man stets unter die Bettmutterknöpfe der Steppdecken einen gleich großen Hornknopf auf der Rückseite der Decke befestigen, damit keine Löcher eintreiben können oder die praktischen Durchstichknöpfe verwenden. R. An. Kellerschächte und Kellertüren sind tagsüber sehr schon sorgfältiger zu schließen; das Einbringen unnütz hoher Wärme kann dem Wein, besonders dem unreifen, von Nachteil werden. Alter Mauerbruch wirkt besonders günstig auf die Fruchtbarkeit der Pfirsiche ein, namentlich aber wenn der Boden naß oder schwer ist.

Aufgabe. 1 3 2 11 12 15 3 2 11 14 2 11 4 15 3 2 2 16 17 3 5 11 13 10 11 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 16 17 13 13 7 18 2 8 1 14 3 7 8 8 7 3 16 17 9 2 11 8 10 2 11

Problem Nr. 153. Von J. G. Dunst. (Deutsche Schachztg. 1913. Schwarz. Chessboard diagram with pieces and algebraic notation for a chess problem.

Auflösungen aus voriger Nummer: Des Bogogriffs: Uhr, Uhr, Uhr. — Des Silberkräftes: Ziegen, Wägen, Ziegenbürgen. Des Silberkräftes: Rüstzeug ist eine schwere Rüstung, die mehr hindern kann als schirmen. Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

unbeeinträchtigt auch sehr nützlich gemeinen, wenn seine hervorstechende Vortrefflichkeit und seine alles umfassende Sachkunde keinem Stint erhalten geblieben wären. Nun er aber nicht sein, ganz Deutschland, was die Ernährung betrifft, über einen Raum zu sichern, dazu sind die Verhältnisse und die Gewohnheiten in den verschiedenen Landesteilen. Offizier und Balkan-Kriegsgefahr. Keine besonderen Ereignisse. Oberste Secretariat. Somit durch das B.T.B.